

DROEMER 



GARTH STEIN

IM LICHT DES
**AUGEN
BLICKS**
ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Werner Löcher-Lawrence

DROEMER*

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »A Sudden Light« bei Simon & Schuster.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Copyright © 2014 by Garth Stein
Published by Arrangement with BRIGHT WHITE LIGHT LLC
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Zitat von Anaïs Nin: © 1986 by nymphenburger in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Zitat aus *Die Berge Kaliforniens* in Kapitel 9: John Muir, *Die Berge Kaliforniens*.
Aus dem amerikanischen Englisch von Jürgen Bröcan. Berlin: Naturkunden,
hrsg. von Judith Schalansky bei Matthes & Seitz Berlin 2013, S. 203.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Friederike Arnold
Covergestaltung: Sabine Kwauka
Coverabbildung: Arcangel / Hannah Flint;
Pakhnyushchy / Shutterstock.com
Innenteilabbildung: Pakhnyushchy / Shutterstock.com
Stammbaum: Computerkartographie Carrle
nach Simon & Schuster / Jill Putorti
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-28144-4

Für meinen toten Vater

Wir sehen die Dinge nicht, wie sie sind,
wir sehen sie, wie wir sind.

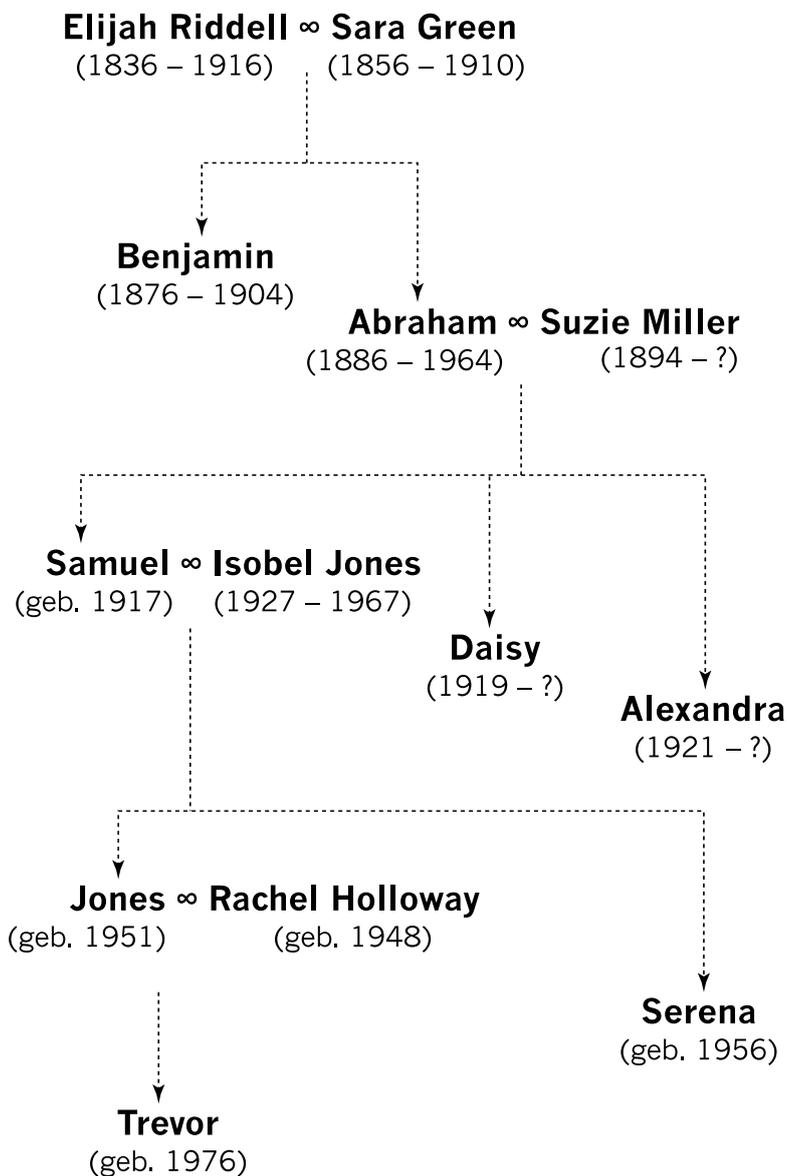
Anais Nin

INHALT

Prolog: Der Fluch	13
1. Der North Estate	17
2. Auf Wiedersehen, New Haven	30
3. Es gibt Essen	34
4. Der mächtige Elijah	56
5. In der nächtlichen Küche	60
6. Der Vortrag	66
7. Das Buch Jones	73
8. Verlorene Unschuld	77
9. Die Berge Kaliforniens	87
10. Bens Welt	96
11. Das Geburtstagsessen	99
12. Roosevelt und sein Mann Pinchot	111
13. Die Entdeckung	119
14. Auf Bäume klettern	130
15. Erwecke den schlafenden Riesen	134
16. Die Kammer der Geheimnisse	141
17. Die Wiederkehr der Hand	150
18. Serenas Besuch	157
19. Die Suchenden	164
20. Das Cottage	169
21. Nächtlicher Tanz	183
22. Erzähl mir von deiner Mutter	186
23. Der Keller	194
24. Das Schreibmedium	209
25. Das Dilemma	220
26. Dickie tanzt	231
27. Der Gefallene	259
28. Der Vater dieses Mannes ist meines Vaters Sohn	265

29. Ein zufällig mit angehörter Streit	278
30. Siehe, dieser Träumer!	286
31. Schlimme Tante	291
32. Fegefeuer der Erinnerungen	303
33. Quid pro quo	314
34. Haus aus Stein	321
35. Eine Verführung	325
36. Wahrheit geht vor Treue	332
37. Im Licht des Augenblicks	337
38. Der Spuk	343
39. Doppelverurteilung	364
40. Bens Baum	371
41. Der Speiseaufzug	377
42. Erlösung	380
43. Die Wahrheit will ans Licht	389
44. Der letzte Tanz	401
45. Segeltörn	407
46. Nach dem Fall	412
Epilog: Die Wiedervereinigung	415
Dank an	427

DIE RIDDELLS – UM 1990



PROLOG DER FLUCH

In meiner Jugend im ländlichen Connecticut hieß es, der Name Riddell habe bei den Leuten im Nordwesten Gewicht. Mein Urgroßvater väterlicherseits sei ein bedeutender Mann gewesen, erklärte mir meine Mutter. Elijah Riddell hatte in der Holzindustrie ein gewaltiges Vermögen angehäuft, das allerdings von seinen Nachfolgern wieder verloren wurde. Meine Vorfahren hatten das Gesicht Amerikas verändert, im eigentlichen Wortsinn verändert, mit Äxten, Baumsägen und Dieselschleppern, um die Gefallenen zu bergen, mit Fabriken, um die Leichen zu verarbeiten und ihre Asche zu zerstreuen. So hatten sie für uns alle einen Platz in der Geschichte frei geschlagen, und auf diesem Platz, so hieß es, laste ein Fluch.

Meine Mutter ist in Cornwall geboren, eine englische Bauerntochter, die etwas aus sich gemacht hat, indem sie ihrer Leidenschaft für das geschriebene Wort folgte, am Ende sogar eine Dissertation verfasste und damit einen Doktorhut der Harvard-Universität in Vergleichender Literaturwissenschaft erlangte. Damit war sie die Erste in ihrer Familie mit einem höheren Abschluss. Nur fing sie mit ihrer Brillanz nie etwas Beachtenswertes an, trug ihr Wissen allerdings wie einen Saatbeutel mit sich und verteilte es auf ihrer Meinung nach fruchtbarem Grund, fütterte mich als Kind bereits mit literarischen Zitaten und machte mich zu einem begierigen Leser. Schon vor meinem vierzehnten Geburtstag kannte ich die Geschichte des *Alten Seemanns*, die der Dichter und Philosoph Samuel Taylor Coleridge erzählt und die auch als Sinnbild für die Geschichte meiner Familie gelten kann.

Der Fluch. Wer etwas so Schönes wie den hilfreichen Albatros erschießt, der ihm den Weg aus den gefährlichen arktischen Ge-

wässern weist, wird dafür bestraft. Verflucht. Meine Mutter erklärte mir das, und mein Vater nickte dazu. »Der Schütze und seine Familie werden dafür bestraft«, sagte sie, »bis die Schuld beglichen ist.«

Die Schuld meiner Familie ist beglichen, mehr als das. Mutter hat immer schon an die reinigende Kraft der Katastrophe geglaubt, sieht das Geschehene als einen Schlusspunkt und geht heute Morgen lieber spazieren, als bei uns zu bleiben und zuzuhören, wie ich alles noch einmal erzähle. Ich bin da jedoch anderer Meinung: Es gibt keine Geschichte mit einem sauberen Ende, so sehr wir es auch hoffen mögen. Geschichten entwickeln sich weiter, wozu auch gehört, dass man sie immer wieder aufs Neue erzählt. Legenden werden durch ihre Interpretationen geprägt, Interpretationen durch die Zeit. Und so erzähle ich jetzt meine Geschichte, wie der alte Seemann seine erzählte: Er stand am Rand des Hochzeitsfestes, griff nach einem vorbeikommenden Handgelenk und lähmte sein Opfer mit seinem Blick. Ich stehe mit meiner Familie am Rand dieses unsterblichen Waldes.

Ich erzähle diese Geschichte, weil ich es muss.

Es begann vor etwas über zwanzig Jahren, noch bevor die Technologie unsere Welt veränderte und der Terrorismus Furcht in die Herzen unserer Bürger grub. Bevor Jungen in Trenchcoats überall in diesem schönen Land Klassen voller unschuldiger Kinder heimsuchten und mordeten. Bevor die Ozeane dick vor Ölschlamm wurden und Bill Gates sich anschickte, die Welt zu Tode zu lieben, bevor Orkane so heftig wurden, dass sie ganze Städte ins Wanken brachten, bevor problematische Kinder (um die Profite der Pharmaindustrie in die Höhe zu treiben) bis zur Besinnungslosigkeit mit Pillen vollgestopft und uns allen genetisch modifizierte Nahrungsmittel aufgezwungen wurden, ohne dass uns die Problematik bewusst gewesen wäre. Bevor das Marihuana-Rauchen bei Schwulenhochzeiten aus der Mode kam, Schwule überhaupt, äh, zu ganz normalen Leuten wurden und Gras zu einer simplen weiteren Steuerquelle. Was noch vor einem anderen berühmten Bill war, dem mit dem Nachnamen

Clinton, der wegen der Auswahl seiner Zigarren Berühmtheit erlangte. Das alles scheint Ewigkeiten her. Keine Smartphones. Kein On-Demand. Nicht mal ein iPad war in Sicht.

So lange ist es her. Ja. Meine Geschichte beginnt im Jahr 1990.

An einem heißen Julitag in Seattle fährt ein erbsengrüner Mietwagen vom Flughafen Seattle/Tacoma in nördlicher Richtung die Interstate 5 hinauf. Ringsum in den Hügeln, hinter Brücken und Gewässern, liegen Wohnviertel versteckt, und der Fahrer und sein Beifahrer, Vater und Sohn, reden nicht miteinander. Der Junge ist fast vierzehn und unglücklich. Unglücklich, weil er das Haus seiner Kindheit verlassen muss und zu dieser Fahrt gezwungen wird. Unglücklich, weil seine Mutter nicht bei ihm ist. Unglücklich, dass da sein Vater sitzt. Also sagt er nichts. Konzentriert lauscht er der Musik von Pink Floyd's *The Wall* über die Kopfhörer seines Walkmans.

Sein Vater sieht immer wieder nervös zu ihm hinüber. Sein ganzes Sehnen scheint darauf gerichtet, von dem Jungen anerkannt zu werden, doch der bleibt stur. Als sie sich dem Süden der Stadt nähern, hebt der Junge den Blick und sieht die Space Needle, das allgegenwärtige, merkwürdige Wahrzeichen Seattles. Die Belanglosigkeit des Monuments lässt ihn zusammenzucken. Wer um alles in der Welt konnte so etwas bauen, und was für eine Stadt würde darauf Wert legen? Er senkt den Blick auf seine Schuhe, die ihm weit interessanter vorkommen.

Er sieht die Stadt nicht, durch die sie fahren. Sie überqueren eine hohe Brücke.

»Willst du dich nicht mal umsehen?«, fragt der Vater endlich verzweifelt, klopft dem Jungen auf die Schulter und deutet auf die Pracht Seattles ringsum.

Der Junge hebt den Kopf und sieht sich um. Brücken, Seen, ausdruckslose Gebäude, Funktürme, Wasserflugzeuge, Berge, Bäume. Er kennt das Bild.

»Nein«, sagt er und kehrt zu seiner Musik zurück. Die Stimmen singen ihm zu: *Reiß die Mauer ein. Reiß die Mauer ein.*

Und so beginnt meine Geschichte.

DER NORTH ESTATE

Ich weiß noch, wie enttäuscht ich war, als wir den Freeway an der nördlichen Stadtgrenze verließen und in die typische amerikanische Vorstadtwelt eintauchten. Ein Laden für Klempnerbedarf, Las Margaritas, ein mexikanisches Restaurant, Cliffs Kartenkasino, Genes IGA-Lebensmittel, eine ARCO-Tankstelle, ein Stoffgeschäft. Es war schlimmer, als ich es mir hätte vorstellen können. Wir überquerten eine öde Avenue an einer Kreuzung mit viel zu vielen Autos, die auf Grün warteten, um nach links abzubiegen. Aber dann verengte sich die Straße auf zwei statt vier Fahrspuren, Bäume lehnten sich über die Fahrbahn und verdeckten den Himmel, und als mein Vater schließlich in eine noch kleinere Straße und eine Zufahrt bog, schaltete ich den Walkman aus. Wir kamen zu einem Wachhäuschen mit einer Schranke. Mein Vater kurbelte sein Fenster herunter, die Tür des hölzernen Häuschens öffnete sich, und ein uniformierter Wärter trat heraus. Er war alt und gebrechlich und sah nicht aus, als könnte er einen Angriff stoppen, sollte jemand den North Estate erobern wollen, für dessen Verteidigung er offensichtlich bezahlt wurde.

»Zu wem wollen Sie?«, fragte er gutgelaunt.

»Nach Hause«, sagte Vater. »Ich kehre nach Hause zurück.«

Der alte Mann legte den Kopf leicht schief, doch dann begriff er. »Der Teufel soll mich holen. Jones Riddell.«

»Val«, sagte mein Vater, »ich kann nicht glauben, dass Sie hier immer noch Dienst tun.«

»Vor ein paar Jahren wollten sie mich in Rente schicken, aber ich kann nicht den ganzen Tag allein sein, und da haben sie mich wieder eingestellt.«

Die beiden Männer verstummten, und ich weiß noch, wie ich

den fast überwältigenden Drang verspürte, mit der für mich so offensichtlichen Frage herauszuplatzen: *Aber wenn Sie den ganzen Tag da in dem Wachhäuschen hocken, sind Sie dann nicht allein?*

»Wie lange ist es her, Jones? Lange.«

»Dreiundzwanzig Jahre.«

»Dreiundzwanzig Jahre. Ihre Mutter war eine tolle Frau.«

»Das war sie.«

»Eine echte Tragödie.«

Val nickte und klopfte aufs Autodach. Er zog die Hose ein Stück höher, streckte sich, ging zur alten Holzschranke hinüber und drückte auf das Gegengewicht. Das Ding hob sich und gab den Weg frei. Als wir an ihm vorbeirollten, winkte Val und rief: »Willkommen daheim.«

Was für eine Tragödie? Über den Tod meiner Großmutter wurde nicht gesprochen. Ich hatte oft nach ihr gefragt, ohne Erfolg. Mein Vater wollte nicht über sie reden. Ich war überzeugt, dass er es nie tun würde.

Wir ließen die Schranke hinter uns, und die Welt veränderte sich, als wären wir in einen mittelalterlichen Wald teleportiert worden. Wir schlängelten uns durch Schluchten und kamen an Einfahrten zu fernen, kaum erkennbaren Häusern vorbei, die hinter zahllosen Bäumen versteckt lagen. Immergrünen Bäumen: Zedern und Fichten, Tannen und Kiefern. Sommergrünen Bäumen: Eichen und Birken, Ahorn und den für den Nordwesten typischen Erdbeerbäumen mit ihrer roten, sich pellenden Rinde. Tiefer und tiefer fuhren wir in den Wald, die Zufahrten wurden weniger und herrschaftlicher, Tore blockierten den Zugang, Natursteinmauern führten an der Straße entlang. Ich hatte das Gefühl, wir bewegten uns immer weiter in der Zeit zurück. Die sich windende Straße verwandelte sich in einen pockennarbigen, mit Schlaglöchern durchsetzten Schotterweg, der unter unseren Reifen knirschte, als ginge es über die brüchigen Knochen von lauter Toten. Wir erreichten das Ende der Straße. Seitlich lag ein kaputtes Eisentor, das schon vor langer Zeit aus

seinen Angeln gehoben worden war, und ich wusste, wir hatten unser Ziel erreicht. Es ging hier sonst nirgends mehr hin.

Wir fuhren auf das Anwesen und folgten einem sich windenden Weg hinunter in eine kühle Schlucht, bevor es steil nach oben auf eine Anhöhe mit einer Lichtung auf einem Steilufer ging. Der Blick weitete sich hinaus auf den Puget Sound. Mein Vater hielt auf der Zufahrt, und ich war sprachlos. Nicht aus Protest, nein. Der Anblick des Hauses überwältigte mich: Riddell House.

Mein Vater hatte mir davon erzählt, von dem Ort, an dem sein Vater geboren war und an dem die Familie damals schon seit zwei Generationen wohnte. Vaters Urgroßvater hatte Riddell House vor einem Jahrhundert errichtet. Die Beschreibung meines Vaters war vage und oberflächlich geblieben, eigentlich hatte er nur die Nachteile und Probleme aufgezählt, die es mit dem Haus gab. Es verfallend langsam, hatte er mir erklärt, und sei praktisch dem Untergang geweiht. Wir fahren hin, um es von seinem Elend zu befreien, wir reißen es ab, verkaufen das Land und sind damit fertig. Aber das war offenbar nicht die ganze Wahrheit, Riddell House war weit mehr, als ich aus seinen Worten hatte schließen können. Ich hatte einen baufälligen alten Schuppen erwartet, der kaum eines Blickes würdig war, doch was ich da sah, war ganz sicher kein Schuppen.

Mein Vater stieg aus dem Auto. Ich folgte ihm und trat an den Rand der Zufahrt. Hinter einer großen, vertrockneten Wiese ragte ein massiges Gebäude aus Balken, Ziegeln und Steinen auf, gekrönt von einem Dach aus schweren Zedernschindeln mit grünen Kupferrinnen und Fallrohren. Rund ums Erdgeschoss und die erste Etage des dreistöckigen Hauses verliefen eine Veranda und ein Balkon. Die Zufahrt führte in einem ebenmäßigen Rund zu ein paar prächtigen Eingangsstufen und mündete dann wieder in sich selbst. Ein schmaler Weg zweigte von ihr ab und verschwand hinter dem Haus. Auf den ersten Blick zählte ich ein Dutzend Kamine, wobei ich sicher war, dass es noch mehr gab. Die Zahl der Fenster schätzte ich auf hundert, nahm mir aber

nicht die Zeit, genauer nachzuzählen. Aus unserer Perspektive wirkte das Haus gedrungen, als kauerte es sich auf den Boden. Die Säulen, die es einfassten und einen großen Teil der Außenwände ausmachten, waren massige Baumstämme. Stämme uralter, riesiger Bäume, von ihren Ästen befreit, aber immer noch in ihre Rinde gekleidet. Jeder einzelne ein Prachtexemplar. Am Giebel standen gleich drei nebeneinander, der größte meiner Schätzung nach sicher fünfzehn Meter hoch. Ein Regiment stummer, mächtiger Riesen.

Riddell House.

Ich holte tief Luft und roch Meerestiere, Seegras und Schlamm. Es war wie bei Ebbe in Mystic, Connecticut, wohin ich früher oft mit meinen Eltern für einen Tag gefahren war. Venusmuscheln, Krabben und Tang. Es ging ein kräftiger Wind, und ich kämpfte mit dem flatternden Papiernest meiner Pommes frites. Mein Vater lächelte meiner Mutter zärtlich zu und beugte sich vor, um ihr einen Kuss zu geben. Mutter erwiderte seinen Kuss, und ich bekam endlich eine meiner Pommes frites zu fassen. Es war die beste der Welt.

Die Dinge, an die wir uns erinnern.

Nach Westen hin dehnte sich der Puget Sound zwischen uns, den Bäumen und der Halbinsel Kitsap dahinter aus, wo sich der blaue Gebirgszug mit seinen zerklüfteten Gipfeln erhob.

»Die erste Zielvorgabe ist damit erfüllt«, sagte mein Vater, »Riddell House lokalisiert und identifiziert.«

Mein Verhältnis zu meinem Vater war damals nicht unbedingt schlimm, aber doch ziemlich oberflächlich und fußte weniger auf den Dingen, wie sie waren, sondern eher auf Phantasien. Wir gingen nicht einfach einkaufen oder säuberten den Rinnstein, sondern »fuhren Einsätze«. Wir benutzten Codewörter, arbeiteten »verdeckt« und starteten »Kommandounternehmen«. Einer seiner Standardsätze war: »Wir befinden uns in der Akquisitions- und Entwicklungsphase.« Als müsste alles mit einer Kriegslist angegangen und in Ironie gehüllt werden. Wir wickelten alles in eine schützende Schicht Befangenheit, was al-

ler Aufrichtigkeit und Offenheit den Garaus machte. Wir gingen Eier kaufen, aber nicht wirklich, nein, wir nahmen das »Projekt Ovum« in Angriff, was verschiedene, die nationale Sicherheit betreffende Missionen notwendig machte. Als kleiner Junge hatte ich das toll gefunden, als fast Vierzehnjähriger aber nicht mehr. Weil ich zu begreifen begann, dass es für meinen Vater kein Spiel war. So lebte er sein Leben.

Ich reckte mich und dehnte den Rücken. Es war gut, aus dem Auto herauszukommen und in der heißen Sonne zu stehen. Eine Brise strich über die Wiese und drückte die langen Halme mit unsichtbarer Hand in meine Richtung, umwirbelte mich und kühlte meinen Nacken.

»Ich verstehe das nicht«, sagte ich. »Das Haus sieht doch gut aus. Warum wollen wir es abreißen?«

Mein Vater sah mich einen Moment lang an.

»Es ist morsch und faul«, sagte er nur und schob mich zurück zum Auto.

Wir fuhren die letzten Meter über die gekieste Zufahrt, wie eine graue Narbe schnitt sie durch das verdorrte Grün. Als wir zum Stehen kamen, wurden wir für einen Moment von einer Staubwolke verschluckt, ließen sie abziehen, stiegen aus und betrachteten den monumentalen Bau vor uns. So aus der Nähe hob er sich bis in den Himmel und blendete alles andere aus. Er strahlte eine ungeheure Kraft aus, die Baumstämme der Außenwände waren wirklich immens. Vielleicht waren es der lange Flug und die Autofahrt, vielleicht auch das Gefühl, zum ersten Mal seit Beginn unserer Reise wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, auf jeden Fall wurde ich von einer Gefühlsaufwallung erfasst, der ich kaum zu widerstehen vermochte. Ich brach zwar nicht in Tränen aus, wurde aber von dem Gefühl erfüllt, das ihnen normalerweise vorangeht, und wunderte mich. Ich fragte mich, was mich so anrührte. Es war wie eine Inspiration.

»Es ist morsch«, wiederholte mein Vater.

Warum behauptete er das so beharrlich? Ich sah ihn an. Er

schüttelte mitleidig den Kopf, und ich wandte mich wieder dem Haus zu und versuchte, es mit seinen Augen zu sehen: Das Ziegelfundament war brüchig, der Mörtel zwischen den Steinen hier und da weggebrochen, Löcher gaben den Blick auf das Dunkel im Inneren frei. Die Blumenbeete waren verwahrlost, Efeu wucherte an den Baumstämmen hoch und krallte sich mit seinen blassen Tentakeln ins Holz. Wir stiegen die Stufen hinauf, und ich sah, wie verzogen die Verandadielen waren. Die Fenster bestanden aus kleinen, welligen, unebenen Scheiben. Viele waren gesprungen, einige herausgebrochen und durch Sperrholz ersetzt. Mein Vater klopfte gegen einen der Stämme und zog die Brauen zusammen, so hohl klang das Holz. Ich hörte es auch. Es klang wie tot.

Als er an den Fugen kratzte, rieselte trockener Mörtel heraus, wurde zu Staub und löste sich auf. In langen, zackigen Streifen blätterte die Farbe von den Fenstern, und wir bemerkten die Lücken zwischen Rahmen und Schindeln. Riddell House verfiel tatsächlich.

»Würde es einer Überprüfung standhalten?«, fragte ich.

»Du meinst durch jemanden, der nicht im Koma liegt?«, antwortete mein Vater.

Er klopfte an die Tür, drückte die Klinke, klopfte noch einmal. Nichts.

»Ich habe Serena gesagt, wann wir kommen würden.«

Er tastete über den Türrahmen und hatte plötzlich einen Schlüssel in der Hand.

»Einige Dinge ändern sich nie«, sagte er und schob den Schlüssel ins Schloss. Die Tür öffnete sich.

Ich weiß noch, wie ich mich von dem Haus ins Innere gezogen fühlte, als wir die Eingangshalle betraten. Sie glich einer Zeitkapsel, die vor kurzem erst aus einem Riesengletscher geschmolzen war. Ein unberührtes Stück Welt aus dem Seattle der Jahrhundertwende. Ein Museum. Ein staubiges, verblichenes, mottenzerfressenes Museum.

Es war eine Welt des Verfalls, durchsetzt mit schwerer, zäher

Luft, die wie unsichtbarer Nebel durch die Räume trieb, wobei das Innere des Hauses aus sorgsam bearbeitetem Holz bestand, im Gegensatz zu der groben Fassade. Dunkel, mit Einlegearbeiten, eng gemasert und schokoladenfarben. Überall lagen Orientteppiche, und ich sah eine Standuhr, die auf Viertel nach sechs stehengeblieben war. Die Eingangshalle öffnete sich hoch ins Licht. Ein Flur gegenüber der Eingangstür führte in die Finsternis, eine breite Treppe hinauf auf einen Balkon. Ich trat in das Zimmer zu meiner Rechten und sah mich um. Die Möbel waren nobel und dick gepolstert, Teppiche, Wände und Decke dunkel und düster. Eiserne Löwen mit ausgefahrenen Klauen bewachten einen großen Kamin, darüber hing ein sicher zweieinhalb Meter großes Gemälde. Es zeigte einen gutgekleideten Mann mit einem Stock und wildem, silbernem Haar, der mir direkt in die Augen sah und seine Hand mit einer so aggressiven Willkommensgeste entgegenreckte, dass ich zurückzuckte.

»Dein Ururgroßvater«, sagte mein Vater. Er stand direkt hinter mir. »Elijah Riddell.«

»Warum hat er ein Bild von sich in seinem eigenen Haus aufgehängt?«, fragte ich.

»Reiche Leute machen das so.«

»Reiche Leute sind komisch.«

»Vielleicht ist sie in der Küche«, sagte mein Vater und ging in den hinteren Teil des Hauses.

Ich wollte bleiben und die Zimmer erkunden, doch das alles war schon etwas unheimlich. Fast kam es mir vor, als lebte und atmete das Haus, was so verstörend war, dass ich meinem Vater folgte.

Wir kamen an einem Esszimmer mit einem wohl acht Meter langen, von Dutzenden Stühlen umstandenen Tisch vorbei, dann an einem düsteren Raum mit Büchern vom Boden bis zur Decke und Buntglasfenstern. Die Küche selbst schien mir auf den ersten Blick größer als unser ganzes Haus in Connecticut. Auf der einen Seite gab es einen Kochbereich mit einem großen Schlachtertisch, dessen Platte vom jahrzehntelangen Schneiden

und Hacken abgenutzt war, einem Brotfen und einem riesigen gusseisernen Herd unter einer großen kupfernen Abzugshaube. Gegenüber vom Herd stand ein langer Holztisch mit einer bunten Sammlung Stühle und einer Art Wohnecke mit ein paar Sesseln, einem kleinen Sofa und einem neuen Fernseher auf einem alten Rolltisch. Ein Stück seitlich von Ofen und Herd befand sich ein riesiger Kamin mit langen Haken, die früher, wie mein Vater erklärte, für große Kessel zum Kochen von Eintöpfen benutzt worden seien. Er deutete auf die Grillhalterungen für Lammhälften und große Rinderstücke.

»Um die Einsatzkommandos zu füttern?«, fragte ich, doch er übergang meine Bemerkung.

»Das Haus stammt aus einer Zeit, als es hier noch keinen Strom gab«, sagte mein Vater. »Auch kein Gas. Als Elijah es hier errichten ließ, gab es ringsum nur Wildnis, und alles im Haus wurde mit Kohle befeuert. Ich zeig es dir unten im Keller. Das ist schon faszinierend. Irgendwann dann haben sie ein hochmodernes System installiert, mit dessen Hilfe sie aus Kalziumkarbid und Wasser Azetylen zum Betreiben eines Generators herstellten ...«

»Woher weißt du das alles?«, fragte ich.

»Als Kind fand ich es toll. Ich kann dir die Anlage zeigen. Auf jeden Fall hatten sie vor allen anderen Strom. Lange bevor der North Estate mit der Stadt verbunden war und es städtischen Strom und Gas gab.«

»Ist dafür unser Erbe draufgegangen? Für die Entwicklung einer modernen Stromerzeugung?«

»Weißt du«, sagte er, »irgendwann wirst du begreifen, dass du als Klugscheißer nicht unbedingt klug, sondern eher ein Scheißer bist.«

»Super«, sagte ich. »Hast du das aus einem Glückskeks?«

»Wahrscheinlich.«

Zum ersten Mal auf unserer albernem Reise musste ich lächeln, einerseits wegen des Witzes, andererseits wegen meines Vaters.

Ich meine, er sah schon lächerlich aus. Wie Shaggy aus *Scooby-Do*. Er trug die alten Khaki-Shorts, die er immer trug, ein weißes T-Shirt und Bootsschuhe. Und so verreiste er auch! Ins Flugzeug war er so gestiegen und quer übers Land geflogen! Wenn meine Großmutter und mein Großvater, die Eltern meiner Mutter aus England, uns besuchten, putzten sie sich für den Flug heraus, Großmutter mit ihren Perlen und einem schicken Kleid. Ich hatte Großvater einmal gefragt, warum sie das machten, und er meinte: »Wenn wir abstürzen und sterben, dann, bitte schön, in unseren besten Sachen.« Also *das* nenne ich Respekt vor dem System.

Jones Riddell, mein Vater, hatte einen drahtigen grauen, viel zu langen Bart, und vor allem das Gestrüpp auf der Oberlippe machte meine Mutter wahnsinnig, aber sie sagte nichts dazu. Sie drängte ihn nie, sich zu ändern. Wobei ich annahm, dass sie ihm das, was sie so verabscheute, nur ließ, damit sie ihn nicht mögen musste. Sein Haar war zu lang, sein Gesicht zu braun, und er wurde ganz faltig, weil er so viel in der Sonne auf seinen Booten arbeitete. Mutter hatte längst aufgegeben, ihn an seine Sonnencreme zu erinnern. Ich brauchte nur hinaus auf die Straße zu gehen und die Zeitung hereinzuholen, schon musste ich mich eincremen, mein Vater nicht. Sie hatte ihn längst abgeschrieben.

Jetzt standen wir in der Küche des offenbar verlassenem Hauses und wussten nicht recht, was tun. Ich warf einen Blick aus dem nach Norden gehenden Erkerfenster und sah eine Frau auf einem Rad. Wie aus einem alten Film entsprungen, saß sie auf ihrem Großmutterfahrrad mit zwei Körben voller überquellender Einkaufsstüten. Die Frau wirkte jugendlich und schlank und trug ein langes, kokett um die hohen Stiefel wehendes Kleid, das sich wunderbarerweise nicht in der Kette verfang. Ihr kastanienbraunes Haar wurde von einem Band über dem Nacken zusammengehalten, und sie hielt das Gesicht leicht zum Himmel erhoben, als wollte sie die Sonne grüßen. Ich zeigte auf sie, und da bemerkte auch Vater sie.

»Da ist sie ja«, sagte er, während sie die Zufahrt heraufkam. Sie sah unser Auto vor dem Haus stehen, wandte den Blick zum Erkerfenster und musste uns drinnen gesehen haben, denn sie lächelte und winkte. Sie fuhr ums Haus herum, verschwand aus unserem Blickfeld und betrat Sekunden später die Küche. Ihre Wangen waren gerötet, und sie war außer Atem, lächelte mit leuchtenden Augen und hielt den Blick fest auf meinen Vater gerichtet. Eine Hand legte sie in den Nacken, die andere auf die Hüfte. Ihr ärmelloses Kleid ließ ihre schön geformten Arme sehen und legte sich eng um ihre Taille, wie ich es bisher nur bei Frauen in Filmen und im Fernsehen gesehen hatte.

Ich war ziemlich angetan von ihr. Als mein Vater gesagt hatte, jetzt würde ich endlich meine Tante kennenlernen, die sich um meinen Großvater kümmerte, hatte ich angenommen, sie würde Mom-Jeans tragen, wabblige Arme, faltige Ellbogen und ein Doppelkinn haben. Dass sie nett und so wäre, hatte ich mir schon vorgestellt, aber auch irgendwie alt und mit einer Frisur wie eine Lady, die in einen Salon geht, starr fixiert, so dass sich eine Woche nichts bewegt. Dass meine Tante so ein Feger war, hätte ich nie gedacht.

»Bruder Jones«, sagte sie und ließ die Worte auf der Zunge zergehen. Mich würdigte sie keines Blickes. »Du bist gekommen, um uns zu retten.«

Mein Vater schien leicht verunsichert.

»Serena«, sagte er und versuchte, sich zu fassen. »Du siehst, äh ...«

»Ich sehe was?«, erwiderte Serena verschmitzt.

»Du siehst erwachsen aus.«

»Oh, bitte. Das kann nicht alles sein!«

»Wunderschön siehst du aus.«

»Schon besser«, sagte sie lächelnd.

Sie trat zu meinem Vater und umarmte ihn auf eine Weise, die mir unangenehm war. Was Umarmungen anging, dachte ich in Boxkategorien. Da wird geklammert und gleich wieder losgelassen. Normalerweise lassen die Boxer selber los, und wenn sie

zu lange damit warten, trennt der Schiedsrichter sie. In diesem Fall, begriff ich, würde ich den Schiedsrichter geben müssen, denn die Umarmung dauerte schon viel zu lange, und so räusperte ich mich laut und vernehmlich. Als Serena meinen Vater losließ, sagte sie: »Diesen schrecklichen Bart solltest du dir wirklich abrasieren«, was ich nicht nur witzig fand, weil es stimmte, sondern weil es wie bei einem Boxer war, der seinem Gegner eins verpasste, kaum dass der Schiedsrichter die beiden getrennt hatte. Das ist nicht erlaubt, sondern man muss warten, bis er den Kampf wieder freigibt.

»Und du musst Trevor sein«, sagte sie, fuhr zu mir herum und verschlang mich mit ihren Augen. Anders konnte man es nicht ausdrücken. Ich war wie gelähmt.

»Gib Tante Serena einen Kuss«, sagte mein Vater.

Serena lächelte über meine Verlegenheit. Ich konnte den Blick nicht von der Vertiefung über dem Schlüsselbein wenden.

»Die Hand reicht fürs Erste auch«, sagte Serena und streckte ihre aus. »Die Küsse können wir uns für später aufbewahren.«

»Ich nehme einen«, krächzte ich, und sie lachte, beugte sich vor und berührte meine Wange mit ihren Lippen. Ein angenehmer Duft stieg mir in die Nase, ein frischer Zitrushauch.

»Bist du süß«, sagte sie.

»Ja, Ma'am«, sagte ich.

»Ich bin keine Ma'am und hoffe auch, nie eine zu werden. Ich bin Tante Serena, wenn du es förmlich magst, obwohl mir das eigentlich nicht so gefällt. Sag einfach Serena.«

»Ja, einfach Serena«, sagte ich und entlockte ihr damit ein Grinsen.

»Frechdachs«, sagte sie und musterte mich sorgfältig von oben bis unten, als stünde ich auf einem Verkaufsregal bei Macy's. »Er hat deine Augen, Jones. Nicht die Farbe, die muss von Rachel sein, aber die Form. Er ist eindeutig ein Riddell.«

»Eindeutig ein Riddell«, stimmte mein Vater ihr zu.

»Aber ich denke nur an mich! Ihr müsst am Verhungern sein. Ich bin zwar selbst noch nicht geflogen, aber im Film sieht man

immer, wie schlecht das Essen da ist. Ich mache euch was. Habt ihr zu Mittag gegessen? Einen kleinen Imbiss, dass ihr bis zum Abendessen durchhaltet.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, lief sie hinaus.

»Hilf ihr«, sagte mein Vater, und so folgte ich ihr und half ihr mit den Einkaufstüten.

Serena machte uns Sandwiches, denn wir hatten nichts zu Mittag gehabt. Im Kühlschrank wartete ein frisch gebackener Truthahn. Hinterher brachte uns Serena nach oben und zeigte uns unsere Zimmer, die an den entgegengesetzten Enden eines langen Flurs lagen.

»Ich dachte, du würdest etwas für dich sein wollen«, sagte sie, als sie mich den Gang hinunterführte, nachdem wir meinen Vater in sein Zimmer vorn im Haus gebracht hatten. »Hinten ist es auch kühler. Deinen Vater habe ich in seinem alten Zimmer untergebracht, weil es ihm vertraut ist. Aber dort ist es am Nachmittag immer ziemlich heiß, und wir haben keine Klimaanlage. Ich denke, du bist hinten glücklicher.«

In meinem Zimmer stand nichts als ein Bett, eine Kommode, ein sich hin- und herbewegender Ventilator, ein kleiner Schreibtisch und ein Schaukelstuhl. Es gab keinen Teppich, kein Bild an der Wand.

»Dein Vater hat erzählt, dass du einmal Schriftsteller werden willst«, sagte sie. »Das ist ein herrlicher Beruf. Ich habe Schriftsteller schon immer bewundert. Deshalb habe ich dir auch den kleinen Schreibtisch hierhergestellt. Brauchst du Papier und Stifte?«

»Ich habe meine Notizbücher.«

»Oh, wie schön«, sagte sie mit einem befriedigten Lächeln. »Es ist ein bisschen rustikal hier, aber sehr friedlich. Fühl dich wie zu Hause. Ich weiß, du bist müde nach der Reise, deshalb lass ich dich jetzt ein Schläfchen machen. Abendessen gibt es um sieben, unten in der Küche. Da lernst du Großvater Samuel kennen. Ist das nicht was?«

»Hast du einen Job?«, fragte ich.

Meine Frage schien sie zu überraschen, und es war mir peinlich, dass ich mehr über sie erfahren wollte.

»Natürlich habe ich einen Job. Einer muss schließlich das Essen auf den Tisch bringen, und Daddy tut es ganz sicher nicht.«

»Was machst du?«

»Ich arbeite für einen Immobilienentwickler, was für einen jungen Mann wie dich bestimmt ganz schön langweilig klingt. Für einen Schriftsteller! Versunken in der Welt der Literatur! Nun, es ist wichtig, dass wir alle unsere Ziele haben, wenn auch einige etwas bescheidener als andere sein mögen.«

Damit ließ sie mich wie versprochen allein. Aber ich legte mich nicht hin, nach einem Mittagsschlaf fühlte ich mich immer widerlich. Im Übrigen wollte ich über Serena nachdenken. Welcher Erwachsene war noch nie mit einem Flugzeug geflogen? Meine Familie war *praktisch* arm (nun, mittlerweile waren wir *wirklich* arm, aber davor waren wir nur praktisch arm gewesen), trotzdem war ich schon oft geflogen.

Ich packte meine Sachen in die Kommode und wanderte eine Weile im Kreis herum, denn es war heiß, und ich war müde. Am Ende legte ich mich doch aufs Bett, verschränkte die Hände hinter dem Kopf, starrte an die Decke und lauschte dem Sirren des Ventilators, der sich abwechselnd zur einen, dann zur anderen Seite neigte.

Ich musste einen Moment lang eingeschlafen sein, weil mich der Klang einer Stimme hochschrecken ließ, wenigstens dachte ich das. Hatte da mein Vater gerufen? Im Zimmer war niemand, und aus dem Haus rundum war auch nichts zu hören. Ich stand auf, ging zur Tür und sah den Flur hinunter. Nichts. Ein leichter Schauer durchfuhr mich. Der Luftzug vom Ventilator strich mir über den Nacken, und ich zitterte. Ich hätte schwören können, dass jemand meinen Namen gerufen hatte.

Als ich die Tür wieder schloss und zum Bett zurückkehrte, hörte ich ein leises Knarzen, irgendwo tief im Gebälk des Hauses, als riefte es nach mir.

2

AUF WIEDERSEHEN, NEW HAVEN

Als wir im Juli 1990 in Riddell House ankamen, waren es noch zwei Tage bis zu meinem vierzehnten Geburtstag, trotzdem erinnere ich mich, dass ich damals genau Bescheid zu wissen glaubte. Ich kannte den Stand der Dinge. Meine Eltern waren pleite. Sie hatten Insolvenz angemeldet und ihr Haus in Connecticut verloren. Vorher hatte mein Vater schon sein Geschäft schließen müssen, was mit ein Grund für die Insolvenz gewesen war, und eine Katastrophe, die mächtige Spannungen zwischen Mutter und ihm auslöste. Ich wusste, dass Mutter meinen Vater und mich verlassen und sich zu ihrer Familie in England geflüchtet hatte, und mein Vater brachte mich in dieses bizarre Haus in Seattle, damit ich meine Vergangenheit, meine »Geschichte«, kennenlernte. Ich war noch nie in Riddell House gewesen, kannte weder meinen Großvater noch meine Tante, und mein Vater wollte, dass sich das änderte. Wenn du ein Huhn bist, zeigt dir dein Hahnenvater irgendwann ein Ei und sagt: »Daher kommst du.« Das verstand ich.

Mutters Englandreise und unser Flug nach Seattle waren mehr als nur ein getrennter Sommerurlaub, sie waren der Beginn einer probeweisen Trennung. Weil es seit einer Weile schon schwierig zwischen meinen Eltern war. Wenn zwei Menschen sich eine bestimmte Zeitlang streiten, höhlen sie sich gegenseitig die Seele aus und klappen zusammen. Selbst wenn sie sich einmal sehr geliebt haben. Selbst wenn sie es immer noch tun.

Es gab genug Scheidungskinder in der Schule in Connecticut. Ich hatte es miterlebt. Sie gaben mit doppelten Weihnachtsbescherungen an. Doppelten Geschenken. Doppelter Liebe. Aber

ich sah es in ihren Augen, schon als Kind. Sie blufften. Hot Wheels funktionieren nur eine Zeitlang, bis sich die Achsen verbiegen und die Dinger nicht mehr geradeaus fahren. Ferngesteuerte Autos sind nur so lange toll, bis du den Controller nicht mehr findest.

Es war eine finstere Zeit in unserem Leben, als die Bank die Zwangsversteigerung unseres Hauses erwirkte und es unter den Hammer kam. Sie nahmen mich mit zur Auktion, meine Eltern müssen gedacht haben, dass es eine Erfahrung fürs Leben sei, die sie mir nicht vorenthalten wollten, aber ich weiß nicht so recht, ob es eine gute Idee war. Es ging zu wie bei der Versteigerung eines Bildes oder eines Oldtimers im Fernsehen. Es war also ziemlich langweilig. Ein Mann nannte einen Preis, ein anderer gab ihm ein paar Unterlagen, und er schlug mit dem Hammer vor sich auf den Tisch: Unser Haus gehörte jetzt einer Firma in Alabama.

Ich fühlte mich im Stich gelassen. Ist das eine Untertreibung? Ich hatte gedacht, mein Vater würde uns retten. Ich hatte gedacht, wir wären gekommen, damit er alle mit einem letzten Gebot für unser Haus ausstechen konnte. Dass er die Hand heben, der Auktionator auf ihn zeigen, in die Runde blicken und nach einem höheren Gebot verlangen würde, aber seins blieb das höchste, und unser Leben kehrte in seine alten Bahnen zurück.

Er rettete uns nicht. Wir verließen den Ort des Geschehens wie alle anderen, die Hände in leeren Taschen vergraben.

Es war sehr warm, eine altmodische Hitzewelle wie so oft im Juli, als wir in unser Motel beim Flughafen von New Haven kamen. Das Motel war in Ordnung, es war sauber, hatte einen großen Parkplatz und einen Pool mit einem hohen Eisenzaun drum herum. Ich war immer schon ein Einzelkind gewesen und kannte die Regeln, zog meine Badehose an und ging zum Pool, der so schlecht nicht war, obwohl ein paar deutsche Touristenkinder mit einem Tennisball ein komisches Spiel spielten: Sie waren zu dritt und ließen den tropfnassen Ball wie eine Rakete hin- und

herfliegen und auf dem Wasser aufzitschen. Und zwar so heftig, dass ich Angst hatte, der Ball würde mir die Zähne ausschlagen. Ich mochte den Pool, fühlte mich wegen des herumfliegenden Balls aber unsicher, und so stieg ich wieder aus dem Wasser, wickelte mich in die Extra-Handtücher, die ich vom Handtuchwagen genommen hatte, und legte mich auf die Kunststoffliege neben meinen Eltern, die mitten in einem so intensiven Gespräch waren, dass sie mich nicht bemerkten.

»Sieh dir unser Leben an«, sagte meine Mutter zu meinem Vater. »Alles ist weg, und du bist nur noch verbittert und wütend.«

Mein Vater sagte nichts.

»Ich war geduldig, Jones«, fuhr meine Mutter fort, »das war ich wirklich. Ich habe versucht, dir zu helfen, doch du musst dir auch selbst helfen. Ich liebe dich, Jones, und werde dich auf eine bestimmte Art immer lieben. Aber du musst verstehen: Der Augenblick wurde zur Krise hingelenkt.«

Es folgte ein langes Schweigen. Ich lag in meinen Handtüchern vergraben, und sie haben mich wohl nicht wahrgenommen. Sie wussten nicht, dass ich ihnen zuhörte. So kam ich meist an meine Informationen: indem ich Gesprächen lauschte, die nicht für mich gedacht waren.

»Ich fühle mich wie ein Esel, wenn du mit Gedichtzeilen argumentierst«, sagte mein Vater endlich. »Von wem war das? Wieder mal Coleridge?«

»Eliot.«

Meine Mutter schüttelte traurig den Kopf.

»Ich weiß, du bist damit noch nicht fertig«, sagte sie. »Du hast es mir zwar immer wieder versichert, doch es stimmt nicht. Du trägst es mit dir herum, wohin du auch gehst.«

»Es ist schwierig«, sagte er.

»Nein. Ein Atom zu spalten, ist schwierig. Du kommst nicht darum herum, dich deiner Vergangenheit zu stellen. Ich habe schon zugestimmt, dass du Trevor mitnimmst. Bring ihn an den Ort, an dem du aufgewachsen bist, nach Riddell House. Zeige

ihm, wer du bist, und zeige ihm, *warum* du so bist, wie du bist. Und vielleicht findest du dich dort ja auch selbst wieder ...«

»Und dann?«

»Dann sind wir eher in der Lage zu sehen, wo *wir* stehen.«

Er nickte, sah sie aber nicht an, und sie hielt ihren Blick so lange auf ihn gerichtet, bis er ihn erwiderte.

»Ich hoffe, du weißt, was du tust«, sagte er, als sie aufstand, um zu gehen.

Er streckte die Hand nach ihr aus. Sie zögerte einen Moment und streckte dann auch ihre aus, aber nur so weit, dass sich ihre Fingerspitzen berührten. Sie nickte noch einmal, wandte sich ab und ging. Mein Vater blieb noch ein paar Minuten, dann stand er auch auf. Als er am Pool vorbeikam, warf eines der deutschen Kinder den Tennisball übers Wasser. Er prallte gegen einen Liegestuhl, traf meinen Vater an der Brust und blieb vor seinen Füßen liegen. Er verharrte einen Moment, nahm den Ball schließlich und warf ihn, so fest er konnte, fester, als ich je einen Menschen einen Ball hatte werfen sehen, über den Parkplatz.

Der Ball stieg hoch in die Luft, flog über die Autos, schlug gegen das Balkongeländer des Motels und landete im Gebüsch.

Später, als ich mit meiner Mutter im Motelzimmer war und mein Vater gerade duschte, bat ich sie, mit uns nach Riddell House zu kommen.

»Oh, Trevor«, sagte sie. »Du hast einfach nicht die Lebenserfahrung, um zu verstehen, worum es hier geht.«

Vielleicht war es so. Ich weiß noch, dass ich das in dem Moment dachte. Aber ich verstand zwei Dinge: Erstens hatte mein Vater irgendwann etwas falsch gemacht, und meine Mutter hatte aufgehört, ihn zu lieben, und zweitens: Ich konnte ihn wieder zu sich bringen. Ich glaubte, wenn ich alles richtig machte, hatte ich ihn bis zum Ende des Sommers so weit, dass ich ihn meiner Mutter als normalen, liebenden Menschen präsentieren konnte. So, wie er gewesen war, als sie sich kennenlernten.

Und dann? Nun, dann musste *sie* wissen, was ihr Herz ihr sagte. Ein Kind kann nicht alles.